

Daniel Krause, *Postmoderne – Über die Untauglichkeit eines Begriffs der Philosophie, Architekturtheorie und Literaturtheorie*. (Münchener Studien zur literarischen Kultur in Deutschland 38) Lang, Frankfurt/M. u.a. 2007. 163 S., € 43,20.

Nach einer kurzen Hochphase in den 1980er Jahren, mit Ausläufern in die 90er Jahre und bis in die Gegenwart, ist das substanzielle Reden über ‚die Postmoderne‘ längst so gut wie verstummt. Zwar wird der Begriff noch immer inflationär verwendet, seine Kraft als zeitdiagnostisches Instrument jedoch hat er zwischenzeitlich weitgehend verloren. Die Postmoderne kann demgemäß als mittlerweile historisch gewordenen Phänomen betrachtet werden, dessen Aufarbeitung allerdings Implikationen für die Analyse zeitgenössischer akademischer und kultureller Phänomene beinhaltet.

Daniel Krauses Untersuchung unterzieht das Korpus von als kanonisch betrachteten Beiträgen zum internationalen Postmoderne-Diskurs einer kritischen Prüfung. Betrachtet werden Schlüsseltexte der postmodernen Philosophie, der Architekturtheorie und der Literaturtheorie. Die Auswahl der Texte rechtfertigt sich vor allem über deren jeweils hohen Kanonisierungsgrad und ist als solche nachvollziehbar (S. 8f.) – über einzelne Namen wie etwa denjenigen Peter Koslowskis (Gegenstand der Studie) oder Peter V. Zimas¹ (nicht Gegenstand der Studie) ließe sich zwar trefflich streiten; insgesamt jedoch berücksichtigt die Studie das Gros der einschlägigen Postmodernisten. Pragmatisch ebenso nachvollziehbar erscheint die Entscheidung des Autors, von einer Aufnahme explizit poststrukturalistischer Autoren beziehungsweise Texte grundsätzlich abzusehen (S. 9f.). Diese Einschränkung ist auch sachlich insofern gerechtfertigt, als das vergleichsweise überschaubare Feld des (vor allem französischen) Poststrukturalismus zwar auf vielfache Weise mit demjenigen der Postmoderne verknüpft, keinesfalls aber dieses in jenes restlos integriert oder jenes mit diesem identifiziert werden kann. In ihrem Verzicht auf jegliche Kontextualisierung in Richtung *French Theory* allerdings wirkt die Beschränkung der Textauswahl gezwungen – und in mindestens einem Fall erkenntnishemmend: Zwar wird der Wandel einer frühen Postmoderne in der Architektur hin zu einer zweiten, dekonstruktivistisch geprägten Phase (insbesondere vertreten durch Peter Eisenman)

¹Peter V. Zima, *Das literarische Subjekt: Zwischen Spätmoderne und Postmoderne*. Tübingen – Basel 2001.

knapp skizziert. Die spezifische Modifikation des offensichtlich bei Derrida (für den Verfasser der Studie keinesfalls ein Postmodernist, sondern eben ein Poststrukturalist und damit außerhalb des Horizonts der Studie verortet) entlehnten Dekonstruktionsbegriffs durch Eisenman muss ohne einen detaillierten Rekurs auf die Dekonstruktion Derridas selbst allerdings verständlich bleiben. Eine solch strikte Trennung der beiden Diskursräume, wie sie hier zugrundegelegt wird, missachtet die mannigfaltigen Interdependenzen beider Strömungen. Würde das Verhältnis von Postmoderne und Poststrukturalismus genauer bestimmt, ließe sie sich wohl kaum aufrechterhalten.

Im ersten großen Abschnitt, „Philosophie“ (S. 19–50), werden Texte von Jean-François Lyotard, Gianni Vattimo, Wolfgang Iser und Zygmunt Bauman untersucht. Dabei kann gezeigt werden, dass die genannten Autoren nicht nur untereinander zu keinem Konsens über den Begriff der Postmoderne gelangen, sondern dass überdies ihre eigenen, jeweils hochgradig idiosynkratischen Explikationen des Begriffs selbst inkonsistent sind. So offeriert beispielsweise Lyotard mehrere miteinander unvereinbare Fassungen des Postmoderne-Begriffs (S. 27). Einen gänzlich anderen Ansatz als Lyotard wiederum verfolgt Wolfgang Iser, dessen Bestimmung der Postmoderne als orientiert am Leitbegriff der Pluralität (S. 35ff.) in ihrer aporetischen Struktur nachgezeichnet wird. Zu Recht decouvriert der Verfasser auch die postmoderne Rede von einer Vielheit der Rationalitäten beziehungsweise der Suche nach einer ‚neuen Rationalität‘ als bloßes Wortgeklänge (S. 40).

Schon allein aufgrund ihrer unterschiedlichen Obligationen gegenüber der Philosophiegeschichte lassen sich die kanonisierten Vertreter der Postmoderne in der Philosophie kaum auf einen gemeinsamen Nenner bringen: Lyotards Begriff des Erhabenen folgt anderen geistesgeschichtlichen Linien als etwa Vattimos von Heideggers Verwindungs-Begriff her entwickelte Konzeption der Postmoderne als Zeitalter des ‚schwachen Denkens‘ (S. 27–35). Die Hypothese der inhärenten Inkonsistenz postmoderner Philosophie kann demnach als bestätigt gelten. Einzuwenden aber ist, dass die Wahl der Referenzautoren teilweise arbiträr erscheint: Wie es beispielsweise angehen kann, die neopragmatische Philosophie Richard Rortys pauschal aus dem Gebiet der Postmoderne auszuweisen (S. 103), ist angesichts ihrer Betonung ironischer Motive und der Suspendierung des Wahrheitsbegriffs durchaus fraglich.²

Der zweite Abschnitt ist der Architekturtheorie gewidmet (S. 50–77) und diskutiert die hochkanonischen Texte von Charles Jencks, *The Language of Post-Modern Architecture* und Robert Venturi, *Complexity and Contradiction in Architecture*, ebenso wie Peter Eisenmans *Misreading Peter Eisenman* und Heinrich Klotz' *Moderne und Postmoderne*. Der Postmodernismus hat, wie der Autor feststellt, zunächst vor allem in der Architektur und Architekturtheorie für Furore gesorgt; wichtige Elemente postmodernen Denkens wie etwa der freie Umgang mit historischen Traditionsbeständen haben hier ihren ersten praktischen Ausdruck gefunden.

Der dritte Abschnitt schließlich widmet sich der Postmoderne in literaturtheoretischer Hinsicht (S. 77–116); untersucht werden Leslie A. Fiedlers berühmter Essay „Cross the Border – Close the Gap“, John Barths Aufsätze „The Literature of Exhaustion“ und „The Literature of Replenishment“ sowie einschlägige Beiträge von Brian McHale, Umberto Eco und Linda Hutcheon. Die Einordnung von Ihab Hassan und Fredric Jameson unter das nämliche Rubrum allerdings weckt Zweifel: Insbesondere Jameson kann mit seiner neomarxistisch verfahrenen Analyse der Postmoderne als kulturellem Ausdruck des Spätkapitalismus als ein exponierter *Kritiker* der Postmoderne und nicht als einer ihrer literaturwissenschaftlich beschlagenen Apologeten gelten – eine Tatsache, die Krauses von Missverständnissen gekennzeichnete Rekonstruktion von Jamesons Position (S. 111–113) weitgehend ignoriert. Dem eigenen Anspruch an begriffliche Schärfe kann die Studie auch in diesem Abschnitt nicht immer genügen, etwa wenn der Verfasser in der Diskus-

²Richard Rorty, *Contingency, Irony, and Solidarity*. Cambridge 1989.

sion der Ausführungen Linda Hutcheons, die angesichts totalisierender Verfahrensweisen der Theorierekonstruktion zur Vorsicht mahnt, im Laufe weniger Sätze vom ‚totalisierenden‘ zum ‚totalitären‘ Denken gelangt (S. 107) – ein *lapsus linguae*, der den von ihm untersuchten Autoren kaum verziehen werden dürfte.

In der Zusammenfassung der Ergebnisse (S. 117–131) wird ‚Postmoderne‘ als Begriff beschrieben, welcher sowohl extensional als auch intensional unbestimmt und deshalb untauglich für den weiteren Gebrauch sei. Die ganz überwiegend äußerst präzisen und umsichtigen Lektüren, welche den Kern der Untersuchung darstellen, erweisen sich für die Rekonstruktion des Begriffs Postmoderne als gewinnbringend. Doch krankt die Arbeit insgesamt an gravierenden Mängeln in Anlage und Aufbau, die eine angemessene Einordnung der erzielten Ergebnisse verhindern. Die ostentative Weigerung, Begriffsgeschichte zu treiben (S. 14), erweist sich dabei als Haupthindernis der Studie. Allein über begriffsgeschichtliche Differenzierungen, welche notwendig auch eine zeitgeschichtliche Kontextualisierung der diskutierten Begrifflichkeiten zu leisten hätten, ließen sich etliche Erklärungsdefizite der Studie ausgleichen. So bemerkt der Verfasser etwa verwundert die „Zeitgebundenheit“ (S. 78) der Ausführungen Leslie A. Fiedlers und insbesondere die hippieeske Esoterik seines Textes (S. 85), ohne allerdings diese historische Spezifik näher zu erläutern oder gar entsprechende Schlüsse für das Verständnis des Textes zu ziehen. Lässt er sich doch einmal zu historischen Hinweisen herbei, verbleiben diese im Ungefähren; der Hinweis etwa, dass „einige wichtige Interventionen“ im literaturtheoretischen Postmoderne-Diskurs „erst in den neunziger Jahren“ (S. 107) erfolgen, nennt lediglich den ohnehin eher randständigen Beitrag Brian McHales und trägt ansonsten wenig zur Erhellung der historischen Entwicklung bei. Auch die mokante Randbemerkung, etliche der postmodernen Theorie-Versatzstücke seien inzwischen „verjährt“ (S. 56 *passim*), könnte lediglich dann zur Klärung der Sachverhalte beitragen, wenn – theorieimmanente oder historische – Gründe für den zeitlichen Verfall des postmodernen Denkens angeführt würden. Hinzu kommt eine offenbar ebenso affektgeleitete wie unbegründete Absage an die Wissenssoziologie (S. 14 – nur um auf S. 15 Mannheims Begriff des ‚Denkstils‘ einzuführen, freilich ohne Namensnennung und Quellenangabe). Eine Untersuchung der jeweiligen nationalen Ursprungskontexte der verhandelten Theoreme würde sich auch nicht, wie der Verfasser insinuiert, in der polemischen Reproduktion nationaler Stereotype erschöpfen müssen (S. 124). Statt dessen wäre zu zeigen, auf welche Weise unterschiedliche nationale Wissens- und Wissenschaftskulturen den Postmoderne-Diskurs bestimmen.³ Auch der explizite Verzicht auf Bezugnahme auf einschlägige Kritiker der Postmoderne wie Manfred Frank, Jürgen Habermas und John R. Searle (S. 8) trägt nicht unbedingt zur Erhellung der Problematik bei. Der Autor präferiert demgegenüber ein vage an Popper orientiertes wissenschaftstheoretisches Modell, welches die Konsistenz beziehungsweise Falsifizierbarkeit der untersuchten Theorien beziehungsweise Theoreme zum Kriterium ihrer Evaluation macht (S. 6), ohne diese theoretischen Grundannahmen zu vertiefen. Schon allein aufgrund dieser ungenügenden theoretischen Reflexion des eigenen Vorgehens mutet die Argumentationsstruktur der Untersuchung als durchgehender *circulus in probando* an: In der umfanglichen Einleitung wird der Erweis der Inkonsistenz des Begriffs Postmoderne als Beweisziel ausgegeben (S. 6); im Durchgang durch die einzelnen Texte ist es genau diese Inkonsistenz, welche nicht immer aus den Texten selbst, sondern lediglich aus dem postulierten Obersatz abgeleitet scheint.

Diese Vorgehensweise erweist sich im übrigen nicht nur als strukturelles, sondern auch als stilistisches und kompositorisches Problem: Die von der Studie aufgeworfene

³Zu zeigen wäre etwa gewesen, auf welchen nationalen Traditionen und zeitgeschichtlichen Entwicklungen die erwähnte „Esoterik“ Fiedlers beruht – handelt es sich doch hierbei allem Anschein nach nicht um den bloß persönlichen Mystizismus Fiedlers, sondern um eine Fluchtlinie der US-amerikanischen Literatur nach dem Krieg, welche neoromanische Motive mit der autochthonen Tradition der Moderne verbindet.

Frage nach der Konsistenz oder Inkonsistenz des Postmoderne-Begriffs wird bereits in der Exposition bündig beantwortet. Den daran anschließenden intensiven Text-Lektüren kann deshalb nur mehr illustrative Bedeutung zukommen, was der Sicherung der Aufmerksamkeit des Lesers oder der Leserin äußerst abträglich ist. Zusätzlich erschwert wird die Lesbarkeit der Untersuchung überdies durch ihren präventösen Stil, den enervierenden Gebrauch des altväterlichen wissenschaftlichen „Wir“ sowie die willkürlich erscheinende Verwendung von Autoritätszitaten (Schopenhauer, Fußnote 13, S. 13; Hegel, *passim*). Hinzu kommt ein ausgeprägter Hang zu normativen Urteilen, der sich innerhalb des schwachen begriffsanalytischen Ansatzes, welcher der Studie zugrunde liegt, eigentlich verbietet. Was den Autor beispielsweise dazu bringt, die Dekonstruktion im Sinne Derridas gegenüber den teilweise harsch kritisierten postmodernen Autoren als zutiefst ethisch (S. 116) zu qualifizieren, erschließt sich nicht.

Die „Untauglichkeit“ des Begriffs Postmoderne zu erweisen, ist das eine. Der Nachweis begrifflicher Inkonsistenz gelingt dem Autor denn auch mühelos. Doch wirft die – wenn auch schwindende – Präsenz des Begriffs unmittelbar die Frage nach dem enormen *Erfolg* der Postmoderne auf: Wie konnte es kommen, dass ein so offenkundig problematischer Begriff eine derart beispiellose akademische wie kulturelle Karriere machen konnte? Hier reichen die Mittel der Begriffsanalyse nicht hin, und so verfehlt die Studie denn auch ihr eigenes Beweisziel: könnte sich doch gerade die konstatierte „Untauglichkeit“ des Begriffs qua Inkonsistenz als Grund seiner außerordentlichen *Tauglichkeit* in der kulturellen Selbstverständigung des sogenannten ‚Westens‘ in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erweisen.

Universität München
Institut für Deutsche Philologie

Klaus Birnstiel

Schellingstraße 3
D-80799 München

klaus.birnstiel@germanistik.uni-muenchen.de